

Pressezentrum

Sperrfrist:	25. Mai 2017 11.00 Uhr
Projekt:	Zentrum Gottesdienst
Veranstaltung:	Segne mich, aber bleib mir vom Leib! <i>Segen zwischen Nähe und Distanz</i>
Zeit, Ort:	Do. 11.00 – 13.00, Gethsemanekirche, Stargarder Str. 77, Prenzlauer Berg (418 A8)
Referent/in:	Prof. Dr. Kristian Fechtner, Theologe, Frankfurt/Main

Menschen werden gesegnet und Menschen segnen. Davon berichtet schon die Bibel und so geschieht es auch heute. In jedem Gottesdienst, aber auch außerhalb von Gottesdiensten. Konfirmandinnen und Konfirmanden werden "eingesegnet", wie es umgangssprachlich heißt. Ein Liebespaar empfängt den Trausegen, ein Verstorbener wird mit dem Valetsegen verabschiedet: "Lebe wohl!". Wenn sich eine auf den Weg macht, dann klingt es wie ein Reisesegen: Alles Gute, Adieu, der Himmel möge ein Auge auf dich haben. Und die Großmutter hat einmal zu ihrem Enkel gesagt, obwohl es ihr schwergefallen ist: "Meinen Segen hast du." Es ist Segen in der Welt. Um ihn zu empfangen, muss man nichts Besonderes beibringen und man muss auch nicht besonders religiös sein. Es reicht, wenn man irgendwie merkt, dass man ihn braucht.

"Segen zwischen Nähe und Distanz", so lautet der Untertitel der folgenden Überlegungen, die ich mit Ihnen teilen möchte. Ganz so selbstverständlich scheint es doch nicht zu sein, Segen zu empfangen. Kann ich es gut haben, gesegnet zu werden? Und was geschieht dabei? Ich beginne mit zwei Szenen.

1. Einstimmung: Wie Menschen auf Segen reagieren

Segen ist eine konkrete Erfahrung, auf die Menschen unterschiedlich reagieren können. In der ersten Szene reagiert jemand mit Abwehr, mit Widerstand gegen einen Segen, den er gar nicht haben will. Es heißt:

"Und wenn [die Geistlichen,] die Ehrwürden die Bühne betreten, und wenn sie ihre Hände zum Segen erheben, dann mache ich mich ganz klein, um auch ja nichts abzukriegen davon."

Die Zeilen stammen aus einem Stück des Liedermachers Konstantin Wecker. Es erzählt von der Wahl eines neuen Papstes und da war Konstantin Wecker ziemlich kritisch; es war ja noch nicht Franziskus. Als am Ende der Feier, wie üblich, der Segen ausgeteilt wird von den Kirchenoberen, da duckt er sich weg. Da macht er sich ganz klein, damit ihn der Segen auch ja nicht erreicht. Als wenn auch ja nichts von der Macht dieses Segens an ihm hängen bleiben oder gar in seine Person eindringen soll. Offenbar sind Segensworte nicht nur ein paar belanglose Worte. Segen hat eine Wirkung – ob man will und sogar, wie in diesem Fall, wenn man nicht will. Segensworte haben ihre eigene Macht.

Und dies gilt auch in einem positiven Sinne. Dann, wenn ein Segenswort, eine Segensgeste einen Menschen unerwartet berührt. So wie in einer zweiten Szene. Da spricht nach einem sonntäglichen Gottesdienst eine Frau mit dem Pfarrer. Sie hat sehr mit sich zu tun und mit ihrem Leben. In einem Gottesdienst war sie schon lange nicht mehr gewesen und dieser hat sie auch weithin enttäuscht. Bis sie ganz am Schluss den Pfarrer "mit erhobenen Händen am Altar habe stehen sehen". Da hat er etwas gesagt, was sie "wie ein Lichtblitz getroffen habe". Irgendetwas mit einem "leuchtenden Angesicht". Es sei, so sagt sie, ein Gefühl gewesen, "wie sie es seit ihrer Kindheit nicht mehr erlebt habe". Wir wissen: Am Ende dieses Gottesdienstes stand wie bei all unseren Gottesdiensten der Segen. Vielleicht stimmt ja tatsächlich: "Das Beste kommt zum Schluss." Jedenfalls war es bei dieser Frau so. Auch hier gilt, wenn auch ganz anders als in der ersten Szene: Segensworte sind nicht nur ein paar belanglose Worte. Sie können, wo sie berühren und einen Menschen treffen, eine Tür öffnen: die Tür zu einer Erinnerung, die Tür zu einem Gefühl, das lange verschlossen war. Und dann spürt ein Mensch, was es heißt, gesegnet zu werden und als Gesegnete von dannen zu ziehen.

Zwei denkbar konträre Reaktionen auf einen Segen. Und zwei Szenen, die gewiss eher ungewöhnlich sind. Die meisten Szenen, die ich mit Segen verbinde, sind weniger eindrücklich, sie sind eher unauffällig. Mag sein: Was Konstantin Wecker vorträgt und was die Frau erlebt, das mögen Segensraritäten sein. Aber sie verraten etwas von dem, was das Gesegnetwerden ausmacht. Was beide verbindet ist: Segen ist nicht harmlos. Wo gesegnet wird, da kann es für Menschen existentiell bedeutsam werden. Segen ist eine Geste, eine Grundgeste unserer jüdisch-christlichen Tradition. Mit dieser Geste sind Worte verbunden, die wir hören, weil sie zu uns gesagt werden. Aber als Geste ist ein Segen zugleich etwas, was wir leiblich spüren, jedenfalls dann und wann. Wir

begreifen einen Segen nicht nur mit dem Verstand. Er geht ins Gemüt, er löst Empfindungen aus, ein Gefühl. Ein Segen gilt uns als ganzer Person, berührt uns leibhaftig, manchmal im ganz handfesten Sinne, wenn jemand die Hand auflegt. Und schließlich: Segen hat etwas damit zu tun, gesehen zu werden – irgendwas mit einem leuchtenden Angesicht, mit einem Blick, der auf mir ruht, so erinnert die Frau nach dem Gottesdienst.

2. Der Segen am Ende des evangelischen Gottesdienstes und was er bedeutet

"Gott segne dich und behüte dich. Gott lasse das Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Gott erhebe das Angesicht auf dich und gebe dir Frieden."

Für viele Menschen haben diese Worte einen vertrauten Klang. Auch für diejenigen, die nur selten in den Gottesdienst gehen. Die Zeilen stehen am Ende einer evangelischen Gottesdienstfeier, meistens jedenfalls. Es war Martin Luther, der empfohlen hat: Mit diesen drei Sätzen möge man einen Gottesdienst beschließen. Dies gilt bis heute. Im Wortlaut ist es der sog. priesterliche oder Aaronitische Segen, der in der hebräischen Bibel überliefert ist. Im 4. Buch Mose gehören die Worte zum Weg des Gottesvolkes. Weil sie auch in christlichen Gottesdiensten immer wieder gesprochen worden sind, haben sie einen rituellen Charakter gewonnen. Früher hätte es vielleicht geheißt, wenn es sich stetig wiederholt: "Das ist doch bloß ein Ritual!" So als wäre es etwas Lebloses, reine Routine. Heute hingegen sind wir aufmerksamer für die Kraft des Ritualen. Rituale haben ihre ganz eigene Wirkung, gerade weil sie eingelebt sind. Weil man sich nicht nur darauf konzentrieren muss zu verstehen, was gesagt wird. Sondern weil man mit seiner ganzen Person empfänglich sein kann für das, was geschieht, was mit mir geschieht.

An diesem Segensritual am Ende unserer Gottesdienste kann man etwas von dem erkennen, was Segen bedeutet. Drei Gedanken:

Erstens: Im Segen wird eine *Beziehung* gestiftet. Da gibt es eine, die segnet, und da gibt es andere, die gesegnet werden. Segen geschieht in einer personalen Beziehung zwischen Mensch und Mensch. Ob ein Segen gemeinschaftlich in einer Gruppe oder zu zweit wie bei einem Partnerschaftssegens oder ganz allein empfangen wird, immer gilt er dem einzelnen, jeder einzelnen Person: Gott segne *dich*, behüte *dich*, gebe *dir* ... Der Segen gilt immer einem konkreten "Du", er individualisiert uns. Ich bin gemeint. Und auf der anderen Seite steht ebenso eine Person, die mich segnet. Wenn dies so ist, dann kann man sich auch nicht von einem Roboter segnen lassen; der kann Staubsaugen oder Rasenmähen oder sogar Bücher vorlesen, segnen kann er nicht. Es ist eine Person, die den Segen gibt, oder genauer: die den Segen weitergibt. Denn dies ist das Besondere des Segensaktes: In dieser Beziehung zwischen Mensch und Mensch ist es zugleich Gott, der den Segen spendet, denn es heißt: *Gott segne dich und behüte dich* ... Die Kraft und die Wirkung des Segens liegen nicht in der Macht dessen, der als Mensch den Segen zuspricht. Als Segnender konzentriere ich mich und präpariere ich mich, gewiss, aber ich weiß: Ich bringe ihn nicht selbst hervor. Es liegt nicht in meiner Macht, dass der Segen wirkt in einem Leben. Das hängt nicht an meinem Willen und nicht an meiner Persönlichkeit und auch nicht an meinem Glauben. Und dies gilt auch für die Kirche. Wo sie ein Paar traut, da segnet sie nicht eine Beziehung kirchlich ab, sondern das Paar empfängt den Segen Gottes.

Zweitens: Im Segen wird in einer besonderen Weise gesprochen. Die Segensworte haben gewissermaßen ihre eigene *Grammatik*, es heißt: *Gott segne dich* ... Es wird also nicht nachträglich festgestellt: Gott hat dich schon gesegnet. Und es wird auch nicht einfach behauptet: Gott segnet dich. Sondern es heißt sehr bewusst und sehr genau: *Gott segne dich*. Man könnte auch übersetzen: *Gott möge dich segnen*. Es geht also um ein Geschehen, hier und jetzt. Jetzt, in diesem Augenblick möge es geschehen. Die sprachliche Wendung ist so etwas wie eine "Anwünschung" (Manfred Josuttis). Sie drückt aus: Indem dieser Segen ausgesprochen wird, empfängt der Gesegnete eine Gabe. Für diese Gabe bürgt Gott selbst. Wirksam wird der Segen, indem er Menschen etwas gibt, was sie stärkt in ihrem Leben, was ihr Leben erfüllt, was für sie heilsam ist. In dem ich gesegnet werde, erfahre ich, dass ich segensbedürftig bin, dass ich etwas brauche und etwas begehre in meinem Leben. Nicht weil ich besonders schwach bin oder arm oder schlecht oder hilflos. Ich bin segensbedürftig, weil ich Mensch bin und weil ich Wünsche habe. Weil ich Hoffnungen habe, die erfüllt und die enttäuscht werden können. Weil ich Kräfte habe, die sich entfalten können und die zugleich begrenzt sind. Weil ich sorgen kann fürs Leben und zugleich angewiesen bin darauf, dass andere sich um mich sorgen. In all die Ambivalenzen unseres Lebens hinein formuliert sich der Zuspruch des Segenswunsches: "*Gott segne dich und behüte dich* ...". Im Akt des Segens wird die Empfindung "angewünscht", behütet zu sein, Boden unter den Füßen zu haben, dem eigenen Weg vertrauen zu können. Und mehr noch: er ist Unterpfand dafür, dass es so kommen möge.

Drittens schließlich: Der Segen am Ende des evangelischen Gottesdienstes ist eine Sache des *Blickes*. "Du bist ein Gott, der mich sieht" (Gen 16,13) heißt der biblische Vers, auf den unsere Kirchentagslosung zurückgeht. Der Vers liest sich wie ein Kommentar zu dem, was den Segen ausmacht. Denn im aaronitischen Segen geht es um das Angesehenwerden. Das Schlüsselwort ist das "Angesicht Gottes", es wird in den kurzen Zeilen gleich zweimal genannt: "*Gott lasse das Angesicht leuchten über dir*" und "*Gott erhebe das Angesicht auf dich*". Man kann auch noch deutlicher übersetzen: *Gott richte seinen Blick auf dich und gebe dir Frieden*. Denn darum geht

es beim Angesicht: Es ist dasjenige, worin ich die Person eines anderen sehe. Und es ist dasjenige, wodurch sie mir entgegenblickt. Der Segen ist eine Art "Augenszene", von Angesicht zu Angesicht. Warum ist dies für den Segen so wichtig? Weil Menschen von Anbeginn ihres Lebens den Blicken anderer ausgesetzt sind. Und weil Menschen das Grundbedürfnis haben, von anderen gesehen und angesehen zu werden. Beides macht menschliches Leben aus. Die Blicke der anderen, die auf mir ruhen, sind hochambivalent: Sie können wohlwollend sein und wertschätzend und mich aufblühen lassen. "Wenn du mich anblickst, werd' ich schön", formuliert die Dichterin Gabriela Mistral. Und ebenso können Blicke abschätzig sein und verletzend, Blicke können buchstäblich töten. Es ist ein Grundrecht des Menschen, beachtet zu werden. Und es ist eine Grundangst des Menschen, ungeschützt beobachtet zu werden. Beachtet zu werden, ohne beobachtet zu werden, das ist das Wesen des Segens. Die Kraft und das Geheimnis des Segens sind ein besonderer Blick, der auf mich fällt. Leuchtendes Angesicht, das hat die junge Frau wie ein Lichtblitz getroffen. Die Entwicklungspsychologie würde sagen: Das leuchtende Angesicht Gottes im Segen erinnert uns an den "Glanz in den Augen der Mutter oder des Vaters" (Heinz Kohut). Ein Glanz, der als elterlicher Blick auf dem kleinen Kind ruht. Und der das eigene Selbstwertgefühl hervorbringt: Ich kann im Leuchten deiner Augen sehen "Ich bin gewollt". Martin Luther sagt: Im leuchtenden Angesicht Gottes und seinem gnädigen Blick wird der gesegnete Mensch selbst hell und licht. Und er findet Frieden mit sich selbst – für diesen Augenblick.

3. Der Segen und die verletzliche Seite des Menschen

Im Segen werden Menschen angeschaut und berührt. Buchstäblich. Im Gottesdienst blickt der Segnende die Menschen in der Gemeinde an. Im persönlichen Segensritual legt die Segnende dem anderen die Hände auf. Ansehen und Berühren, das geschieht in der Segensgeste. Wie schön. Aber auch: wie schwierig. Wo immer Menschen angeschaut werden und berührt, da regt sich auch Scham. Scham ist eines der stärksten Gefühle des Menschen. Man muss niemandem erklären, wie es sich anfühlt. Jede und jeder weiß aus eigenem Erleben, wie es ist, wenn man unwillkürlich Scham verspürt. Sie entsteht dort, wo ich mich so angeschaut fühle, wie ich mich selbst nicht zeigen und auch nicht sehen will: so unzulänglich oder so unbeholfen oder so makelhaft oder so verletzlich. Scham zu verspüren ist ein ganz und gar unangenehmes Selbstgefühl. Sie regt meinen Fluchtinstinkt: Am liebsten wäre ich unsichtbar, möchte im Boden versinken. Aber dies ist nur die eine Seite der Scham. Es gibt auch die andere Seite der Scham. Sie ist nämlich nicht nur etwas, was uns widerfährt, sie ist auch eine Fähigkeit. Sie ist ein Vermögen des Menschen und sie macht den Menschen menschlich. Denn in der Scham markieren wir eine Grenze. Dass wir Scham verspüren können, hütet und schützt unsere Intimität. Sie ist ein Sichtschutz gegenüber anderen: Das will ich nicht zeigen von mir und muss es auch nicht. Und sie ist ein Schutz vor Zudringlichkeit, vor falscher Berührung und ungewollter Nähe. Scham ist also beides, sie ist widerstreitend: Sie ist ein negatives Selbstgefühl und sie ist ein Schutz und Wertgefühl meiner eigenen Person.

Und was hat Scham mit Segen zu tun? "Segne mich, aber bleib mir vom Leib!" So ist unser Vormittag hier in der Gethsemanekirche überschrieben. In dem Ausruf schwingt eine Ahnung davon mit, dass der Segen eine schamsensible Situation ist. Zwei Beobachtungen und ein Gedanke:

Erste Beobachtung: Wenn am Ende eines Gottesdienstes der Segen erteilt wird, dann braucht es Abstand. Zwischen der Liturgin, die vorne die Hände erhebt, und den Menschen, die gesegnet werden, entsteht ein Raum, ein Zwischenraum. Es ist ein Akt der Zuwendung, der zugleich Distanz wahrt. Denn das Sehen und das Gesehenwerden braucht einen leiblichen "Mindestabstand". Der Blick überwindet eine Distanz, ohne sie zu verkürzen. Weil der gottesdienstliche Segen ein intimer Moment in einer öffentlichen Situation darstellt. In unseren Gottesdiensten sind Menschen frei, ihre Abstände selbst zu bestimmen. Manche suchen Nähe zum Geschehen. Aber manche brauchen drei Bankreihen dazwischen oder den Halbschatten hinten unter der Empore. All dies ist zulässig und gerade kein Indiz dafür, dass der Segen hier schwächer wirkt. Vielmehr: Wo Menschen gottesdienstlich genötigt werden, äußere Abstände zu verringern, da wachsen zum Ausgleich die inneren Abstände. Menschen haben, gerade wenn es um den Segen geht, ein eigenes Gefühl dafür, wann und wo und wie sie ihn empfangen mögen. Und deshalb suchen manche dabei bewusst den Blick dessen, der sie segnet, während andere den Blick senken, um ganz bei sich zu sein. Und auch derjenige, der segnet, hält die Distanz ein. Er hebt die Arme, vergegenwärtigt also eine Handauflegung, aber doch gerade so, dass er auf die körperliche Berührung verzichtet. Dies wäre hier auch zu viel.

Genau dies ist, so meine zweite Beobachtung, dort anders, wo ein Mensch individuell gesegnet wird. Hier wird – nicht immer, aber doch häufig – ein Segen gespendet, indem eine Person mit Händen berührt wird. Die Handauflegung ist eine der stärksten leiblichen Segensgesten. Sie hat von alters her damit zu tun, Kraft zu übertragen, Lebenskraft fließen zu lassen. Die Vorstellung hat Protestanten immer etwas nervös gemacht, das könnte ja Magie sein. Vielleicht lässt sich die theologische Nervosität mildern, wenn man sich vergegenwärtigt: Religiöse Praxis ist immer auch leibliche Praxis, sie findet im Kopf, im Herzen und auch im Körper statt. Und dass wir mit den Händen im wörtlichen Sinne etwas mitteilen, erleben wir jedes Mal, wenn wir einen anderen mit Handschlag im Guten begrüßen oder verabschieden (auch wenn es etwas albern anmutet, das Händeschütteln zur deutschen Leitkultur zu erklären). Die Segensberührung durch die Hand eines anderen

lässt etwas spüren von dem, was der Segen mir zusagt. Und sie schafft damit eben auch eine religiös-intime Situation, die schamschützend gestaltet sein will. Sie findet in der Regel nicht auf offenem Feld statt, sondern sucht die Nische. Wenn ich zu meiner Ärztin komme, dann hängt dort an der Rezeption ein Schild: "Bitte Abstand halten, bitte Diskretion wahren." Und solche Diskretionspflicht gehört auch zum Segen. Weil es in ihm um sehr Persönliches geht, gehört er zu einem diskreten Christentum. Diskret meint nicht: verklemmt oder verschämt. Sondern: geschützt und schambewehrt, so dass ich ohne Peinlichkeitsempfindung und ohne Schamangst sein kann. Deshalb eignet sich der Segen auch nicht für missionarische Kampagnen; Aufdringlichkeit jedenfalls macht ihn zuschanden.

Ich will drittens daran noch einen Gedanken zum Verständnis des Segens anschließen. Dass Segen und Scham miteinander zu tun haben, hängt nicht nur an der besonderen Situation, die mit dem Gesegnetwerden verbunden ist. Es hat vielmehr auch mit dem zu tun, was nach theologischem Verständnis in einem Segen geschieht. Wenn Segen heißt, gnädig von Gott so angesehen zu werden, wie ich bin, dann erleben Menschen im Segen Anerkennung. Sie werden anerkannt und akzeptiert als die Person, die sie sind. Nicht anerkannt werden, ist eine der schwersten Kränkungen, die Menschen heute spüren. Vor allem aber: Mich nicht selbst so akzeptieren können, wie ich bin, ist eine der schmerzlichsten Wunden, die ich mir selbst zufüge. Und auf diesen Schmerz antwortet der Segen. Wo immer Menschen spüren, dass ein Segen ihnen gilt, sie also Ansehen finden auch in dem, was sie selbst an sich womöglich unansehnlich finden, dann schließt sich für einen Moment diese Schamwunde. Das ist nicht wenig.

Wir haben in den vergangenen Jahren in der evangelischen Kirche und der evangelischen Theologie die Bedeutung des Segens wiederentdeckt. Wie gut. Segen scheint etwas zu sein, wofür Zeitgenossinnen und Zeitgenossen empfänglich sind. Das heißt beileibe nicht, dass Segen ein Allzweckritus ist, der immer geht. Nein: Jeder Segensakt will auf eine konkrete Situation hin gestaltet sein – auf die Situation einer Schwangerschaft, in der Hoffnung und Ängste dicht beieinanderliegen; auf die Situation fortgeschrittenen Alters, in der Menschen Erinnerungen festhalten und verlieren, auf die Situation einer Reise oder eines Pilgerweges, ich bin dann mal weg und komme anders wieder. Segen gewinnt seine Bedeutung dort, wo er sich in einer individuellen Lebensgeschichte entfaltet.

4. Eine persönliche Segenserfahrung: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig

Eine Doppelfrage zum Schluss: Braucht man eigentlich, um andere segnen zu können, eine besondere Kraft oder Befugnis? Und: Braucht man, um gesegnet zu werden, eine besondere Erfahrung oder Gestimmtheit? Ich ende mit einer persönlichen Segensgeschichte, die mir nachgeht.

Bevor meine älteste Tochter vor vielen Jahren in die Schule kam, wurde zum Abschluss der Kindergartenzeit ein Abschiedsgottesdienst für die Kinder und ihre Eltern in der Kirche gestaltet. Für alle war es ein biographischer Einschnitt. "Jetzt beginnt der Ernst des Lebens", sagt mein Nachbar in der Bank. Naja, klingt etwas pathetisch. Aber ein Übergang ist es gewiss, für die Kinder und für uns als Eltern. Am Ende des Gottesdienstes – davon wusste ich nichts –, haben sich die nun Nicht-mehr-Kindergartenkinder vorne vor dem Altar versammelt und in einer Reihe uns gegenüber aufgestellt. Und dann heben sie ihre Arme und sprechen – wie lange wohl dafür die Pfarrerin mit ihnen geübt hat – gemeinsam und mit allem kindlichen Ernst einen Segen. Sie erteilen uns, der elterlichen Gemeinde, ihren Segen Gottes. Ich kann mich nicht erinnern, Segen so empfangen zu haben wie damals. Vielleicht ist ja doch was dran, wenn es bei Paulus heißt: "Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." (2 Kor 12,9)

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz, <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>